

(Nachdruck verboten.)

83]

Das Duell.

Roman von A. Kuprin.

Einzig autorisierte Uebersetzung von Adolf Gese.

Romaschows Bewußtsein verschwand wieder in dichter, undurchdringlicher Finsternis. Mit einem Male, gleichsam ohne irgendwelche Unterbrechung sah er sich in einem großen Saal mit Parkettfußboden und Rohrstützen an allen Wänden. Ueber der Eingangstür und über drei anderen Türen, die in dunkle Kammern führten, hingen lange Kattunportieren, rot mit gelben Buketts. Eben solche Vorhänge blähten sich und flatterten über den Fenstern, die offen standen und auf den finsternen Hof hinausgingen. An den Wänden brannten Lampen. Es war hell, qualmig und roch scharf nach jüdischer Küche, bisweilen aber drang zum Fenster der frische Duft feuchten Grüns, weißer, blühender Akazien und Frühlingsluft herein.

Es waren ungefähr zehn Offiziere zugegen. Jeder von ihnen schien gleichzeitig zu singen, zu schreien und zu lachen. Romaschow schlenderte selig und naiv lachend von einem zum anderen, als wenn er sie zum ersten Male voll Erstaunen und Vergnügen erkannte: Bel-Agamalow, Lbow, Wetkin, Epifanow, Artschakowski, Olsjar und die anderen. Da war auch Stabshauptmann Leschtschenko; er sah mit seiner stets ergebenen und traurigen Miene am Fenster. Auf dem Tisch standen plötzlich wieder wie von selbst — wie ja alles an diesem Abend geschah — einige Flaschen Bier und Kirschbranntwein. Romaschow trank mit jemand, stieß an, tauschte Küsse mit ihm und fühlte, daß seine Hände und Lippen klebrig und süß wurden.

Es waren fünf oder sechs Frauenzimmer da. Eins von ihnen, dem Aussehen nach ein Mädchen von vierzehn Jahren, war als Page gekleidet und trug rosa Trikot an den Beinen; sie saß auf Bel-Agamalows Schoß und spielte mit seinen Epauletttschnüren. Eine andere, starke Blondine mit rotseidener Bluse und dunklem Kleiderrock, mit einem großen, hübschen, gepuderten Gesicht und runden schwarzen Augenbrauen trat zu Romaschow.

„Männchen, was sind Sie langweilig? Kommen Sie mit mir auf mein Zimmer,“ sagte sie leise. Sie setzte sich seitwärts umgezungen auf den Tisch und kreuzte die Beine. Romaschow sah, wie ihr runder, mächtiger Schenkel sich unter dem Kleide deutlich abzeichnete. Seine Hände zitterten und ihm wurde kalt im Munde. Er fragte schüchtern:

„Wie heißen Sie?“

„Ich? Malwine.“ Sie wandte sich gleichgültig vom Offizier ab und schlenkerte mit den Beinen. „Schenken Sie mir ein paar Zigaretten.“

Es erschienen plötzlich zwei jüdische Musikanten, einer mit einer Geige, der andere mit einem Tamburin. Unter langweiligen, falschen Polkallängen, die von dumpfen, zitternden Schlägen begleitet wurden, begannen Olsjar und Artschakowski einen Canean zu tanzen. Sie tanzten einer vor dem anderen bald auf dem einen, bald auf dem anderen Fuß, streckten die Hände aus, schnalzten mit den Fingern, sprangen zurück, bogen die gekrümmten Knie gerade, hielten die Daumen unter die Achseln und schlenkerten mit rohen, unanständigen Gebärden die Hüften hin und her, wobei sie den Oberkörper bald vor, bald rückwärts beugten. Plötzlich sprang Bel-Agamalow vom Stuhl und schrie in scharfen, gleichsam verzückten Tönen:

„Zum Teufel mit den Spaten! Sofort raus! Fitt!“

In der Tür standen zwei Zivilisten: Alle Offiziere im Regiment kannten sie, da sie abends im Kasino verkehrten — einer war ein Rentbeamter, der andere der Bruder des Gerichtsaufsehers, ein kleiner Gutsbesitzer. Beide durchaus anständige junge Leute. Im Gesicht des Beamten erschien ein schwaches, krampfhaftes Lächeln, und er sagte in unterwürfigem Ton, aber bemüht, ungezwungen zu erscheinen:

„Gestatten die Herren, daß wir ihre Gesellschaft teilen. Sie kennen mich, meine Herren . . . Ich bin Dubezki . . . Wir stören Sie nicht, meine Herren.“

„Zwar nicht allein, aber nicht gemein,“ sagte der Bruder des Gerichtsaufsehers und lachte gezwungen.

„R—raus!“ schrie Bel-Agamalow. „Marisch!“
„Meine Herren, schmeißen Sie die Spaten heraus!“
lachte Artschakowski.

Es erhob sich wüster Lärm. Im Zimmer ballte sich alles zu einem Knäuel zusammen, freischte, lachte, trampelte. Die Flammen der Lampen zuckten in die Höhe und qualmten. Kühle Nachtluft strömte zum Fenster herein und fuhr zitternd über die Gesichter. Die Zivilisten, die schon draußen waren, schrien in ohnmächtigem, wütendem Schreck jämmerlich laut und weinerlich:

„Das lassen wir Ihnen nicht so hingehen! Wir beschweren uns beim Regimentskommandeur. Ich schreibe an den Gouverneur. Sie Leibwächter!“

„U—lu—lu—lu!“ Pöcht sie!“ heulte Wetkin in dünnem Falsett und lehnte sich dabei zum Fenster hinaus.

Romaschow kam es vor, als wenn alle Ereignisse heute ununterbrochen und zusammenhanglos aufeinander folgten, wie wenn ein buntes Band mit mißgestalteten, abgeschmackten, bunten Bildern sich laut schreiend vor ihm abwickelte. Wieder winfelte eintönig die Geige und brumnte und zitterte das Tamburin. Ohne Uniform tanzte jemand nur im weißen Hemde mitten im Zimmer den russischen Nationaltanz mit fortwährendem Niederhocken, fiel dabei stets auf den Rücken und stützte sich mit der Hand auf den Fußboden. Ein schmähliches, hübsches Frauenzimmer — Romaschow hatte sie früher nicht bemerkt — mit aufgelöstem schwarzen Haar und vorstehendem Schlüsselbein am offenen Halse schlang ihre bloßen Arme um den Hals des traurigen Leschtschenko, bemühte sich, die Musik und den Lärm zu übertönen und sang winselnd, dicht vor seinem Ohr:

„Bist du erst mal schwindstuchtskrank
Wirst du blaß wie diese Wand —
Kommt der Doktor angerannt . . .“

Bobetinski goß über eine Scheidewand hinweg in eins der dunklen abgetrennten Zimmer Bier aus seinem Glase und von dort ertönte eine dumpfe, unzufriedene, verschlafene, knurrige Stimme:

„Aber meine Herren . . . lassen Sie das doch. Wer ist da? Was für eine Schweinerei.“

„Hören Sie, sind Sie schon lange hier?“ fragte Romaschow das Frauenzimmer in roter Bluse und legte heimlich, gleichsam unmerklich seine flache Hand auf ihr festes, warmes Bein.

Sie erwiderte etwas, was er nicht verstand. Seine Aufmerksamkeit nahm eine wüste Szene in Anspruch. Fähnrich Lbow jagte im Zimmer hinter einem Musikanten her und schlug ihn aus Leibeskräften mit dem Tamburin auf den Kopf. Der Jude schrie schnell und verständlich, blickte erschreckt zurück, fuhr aus einer Ecke in die andere und zog die langen Rockschöße an sich. Alles lachte. Artschakowski fiel vor Lachen auf den Fußboden und wälzte sich mit Tränen in den Augen hin und her. Dann ertönte das durchdringende Geheul des anderen Musikanten. Jemand hatte ihm seine Geige aus der Hand gerissen und schlug sie mit aller Kraft auf den Boden. Die Decke ging mit singendem Krachen, das mit dem verzweifelten Geschrei des Juden sonderbar verschmolz, in Trümmer. Dann kamen für Romaschow einige Minuten dunkler Bergeffenheit. Und plötzlich sah er wieder, wie in einem heißen Traum, daß alle im Zimmer mit einem Male schrien, hin und her liefen und mit den Händen winkten. Um Bel-Agamalow drängten sie sich dicht zusammen, wichen dann aber sofort zurück und liefen im ganzen Zimmer umher.

„Alle fort! Ich will niemand sehen!“ schrie Bel-Agamalow rasend. Er knirschte mit den Zähnen, schüttelte die Fäuste und stampfte mit den Füßen auf. Sein Gesicht war karmoisinrot, auf der Stirn schwellen wie ein paar Schnüre zwei zur Nase herablaufende Adern; sein Kopf war drohend tief gesenkt und in den vorstehenden Augen glänzte deutlich sichtbar das Weiße.

Er schien die menschliche Sprache verloren zu haben und brüllte wie ein rasendes Tier mit schrecklich vibrierender Stimme:

„A—a—a—!“

Plötzlich hücte er sich schnell und unerwartet links über und riß den Säbel aus der Scheide. Der ratschte und blitzte mit scharfem Pfeifen über seinem Kopf. Und mit einem Male

stürzten alle, die im Zimmer waren, zu den Fenstern und Türen. Die Weiber kreischten hysterisch. Die Männer stießen sich gegenseitig zurück. Romaschow zog man geschwind zur Tür, und jemand, der an ihm vorbeidrangte, berührte ihn an der Wade schmerzhaft bis aufs Blut mit dem Ende der Achselflappe oder einem Knopfe. Und sofort begannen auf dem Hofe sich gegenseitig übertönende, heftig erregte Stimmen zu schreien. Romaschow blieb allein in der Tür stehen. Sein Herz schlug schnell und krampfhaft, aber gleichzeitig mit dem Schrecken empfand er ein angenehmes, ungestümes und freudiges Gefühl.

„Ich hau Euch nieder!“ schrie Bef-Agamalow mit den Zähnen knirschend. Der Anblick allgemeiner Furcht machte ihn vollends trunken. Er spaltete mit rasender Kraft durch einige Stühle den Tisch, stürzte sich dann wütend auf den Spiegel, dessen Splitter in einem blitzenden Regenbogen nach allen Seiten spritzten. Vom nächsten Tisch schlug er mit einem Hieb alle darauf stehenden Flaschen und Gläser herunter. Aber plötzlich ertönte ein durchdringender, unnatürlich gemeiner Schrei:

„Du Narr! Du Lummel!“

Da schrie eben das Frauenzimmer mit aufgelöstem Haar und bloßen Armen, die kürzlich Leschtschenko umarmt hatte. Romaschow hatte sie vorher nicht gesehen. Sie stand in einer Nische hinter dem Ofen, hatte die Fäuste auf die Hüften gestemmt und schrie ganz vornüber gebeugt ununterbrochen in Tone eines rasenden Marktweibes:

Narr! Lummel! Frecher Kerl! Vor Dir hat niemand Angst! Du Narr, Narr, Narr! . . .“

Bef-Agamalow runzelte die Brauen und ließ wie verwirrt den Säbel sinken. Romaschow sah, daß sein Gesicht allmählich blaß wurde, und in seinen Augen ein unheilvoller Glanz aufleuchtete. Gleichzeitig beugte er die Knie tief und tiefer, krümmte sich zusammen und zog den Hals ein, wie ein wildes Tier, das sich zum Springen anschickt.

„Schweig still!“ warf er schrill hin, als wenn er ausspuckte.

„Du Narr! Lummel! Armenier! Ich schweig' nicht, Du Narr!“ rief das Weib bei jedem Schrei am ganzen Körper zitternd.

Romaschow wußte, daß er selbst in diesem Augenblick blaß wurde. In seinem Kopf empfand er das bekannte Gefühl vollständiger Gleichgültigkeit, Leere und Dede. Eine sonderbare Wallung von Schrecken und Fröhlichkeit schnellte plötzlich sein Inneres wie feinsten Schaum in die Höhe. Er sah, daß Bef-Agamalow, ohne die Augen von dem Frauenzimmer abzuwenden, langsam den Säbel über den Kopf erhob. Und plötzlich fuhr ein Flammenstrom sinnigen Entzündens, Schreckens, körperlicher Kälte, lachender Kühnheit auf Romaschow nieder. Im Vormärtsstürzen konnte er noch hören, wie Bef-Agamalow wütend rächte:

„Du willst nicht schweigen? Ich sage Dir zum letzten . . .“

Romaschow packte mit einer Kraft, die er selbst nicht an sich erwartet, Bef-Agamalow fest an der Handwurzel. Einige Minuten blickten beide Offiziere sich unverwandt, ohne zu blinzeln, in fünf oder sechs Zoll Entfernung in die Augen. Romaschow hörte den schnellen, wie bei einem Pferde schnaubenden Atem Bef-Agamalows, sah das schreckliche Weiß und die glänzenden Augäpfel und die weißen, knirschenden, zitternden Kimmladen. Aber er fühlte schon, daß das Feuer des Wahnsinns in dem erschöpften Gesicht mit jedem Augenblick mehr und mehr erlosch. Und es war ihm ein schwer zu ertragendes, und dabei unaussprechlich freudiges Gefühl, so zwischen Leben und Tod dazustehen und schon zu wissen, daß er als Sieger aus diesem Spiel hervorgehen würde. Alle, die dieser Szene von außen zusahen, mußten ihre gefährliche Bedeutung anerkannt haben. Draußen vor den Fenstern wurde es still — so still, daß in einer Entfernung von wenigen Schritten in der Dunkelheit plötzlich eine Nachtigall einen lauten Triller unbekümmert herausschmetterte.

„Laß das!“ preßte Bef-Agamalow heiser heraus.

„Bef, Du schlägst kein Frauenzimmer,“ sagte Romaschow ruhig. „Bef, es wird Dir Dein ganzes Lebenlang leid tun, Du schlägst sie nicht.“

Die letzten Wahnsinnsfunken erloschen in Bef-Agamalows Augen. Romaschow blinzelte mit den Augen und seufzte tief, wie nach einer Ohnmacht. Sein Herz schlug schnell und in Abjähren, wie in heftigem Schreck, sein Kopf aber wurde wieder warm und schwer.

„Laß das,“ schrie Bef-Agamalow noch einmal voll Haß

und riß die Hand los. Jetzt fühlte Romaschow, daß er nicht mehr die Kraft hatte, ihm Widerstand zu leisten, aber er fürchtete ihn schon nicht mehr und sagte mitleidig und freundlich, indem er ganz leise die Schulter des Kameraden berührte:

„Verzeihen Sie mir . . . aber Sie werden es mir später selbst Dank wissen.“

Bef-Agamalow schob scharf und geräuschvoll den Säbel in die Scheide.

„Gut! Zum Teufel!“ schrie er böse, aber schon etwas gezwungen und verwirrt. „Wir werden noch miteinander abrechnen. Sie haben kein Recht dazu! . . .“

Alle, die der Szene von draußen zugehört hatten, begriffen, daß das Schrecklichste vorüber war. Mit übermäßig lautem, krampfhaftem Gelächter wälzte sich die Schar in die Tür. Jetzt begannen alle vertraulich, freundlich und ungezwungen Bef-Agamalow zu beruhigen und auf ihn einzureden. Aber sein Feuer war schon erloschen, er war schwach geworden und sein düsteres Gesicht zeigte einen matten Ausdruck des Ekels.

Jetzt kam die Schleifersch, eine dicke Dame mit fettem Busen und grausamem Ausdruck in den von dunkeln Säcken umgebenen Augen ohne Lieder angelauten. Sie stürzte bald auf den einen, bald auf den andern Offizier los, zupfte ihn am Kermel oder an einem Knopf und schrie weiterhin:

„Aber meine Herren, wer wird mir das alles bezahlen: den Spiegel, den Tisch, das Getränk und die Mädchen.“

Und wieder blieb ein unbekannter Gast zurück, um mit ihr abzurechnen. Die anderen Offiziere gingen im Hausen fort. Keine, zarte Mainachtluft drang feucht und angenehm in Romaschows Brust und erfüllte seinen ganzen Körper mit frischem, fröhlichem Bittern. Es schien ihm, daß die Spuren der heutigen Trunkenheit sofort mit einem Male in seinem Innern weggewischt würden, wie mit einem feuchten Schwamm.

Bef-Agamalow trat zu ihm und ergriff seine Hand.

„Romaschow, setzen Sie sich zu mir,“ schlug er vor. „Wollen Sie?“

Und als beide nebeneinander saßen und Romaschow nach rechts hinübergebeugt sah, wie die Pferde in unregelmäßigem Galopp, die breiten Hintern hin und her werfend, den Wagen den Berg hinanführten, suchte Bef-Agamalow tastend seine Hand und drückte sie lange fest und schmerzhaft. Weiter wurde zwischen ihnen kein Wort gewechselt.

19.

Aber die Erregung, die soeben alle durchlebt hatten, zeigte sich in der allgemeinen, nervösen, krampfhaften Ausgelassenheit. Auf dem Wege zum Kasino machten die Offiziere allerhand Gemeinheiten. Sie hielten einen vorübergehenden Juden an, riefen ihn zu sich heran, rissen ihm seine Mütze ab, ließen den Kutscher weiterfahren und warfen dann die Mütze irgendwo hinter einem Baum in einen Baum. Dikar schlug während der Fahrt auf dem Trittbrett stehend sein Wasser auf das Pflaster ab und suchte Passanten, die gewohnheitsmäßig mitten auf der Straße gingen, zu beschmutzen. Bobetinski prügelte den Kutscher. Die übrigen sangen und schrien laut. Nur Bef-Agamalow, der neben Romaschow saß, schwieg den ganzen Weg über und schnarchte bössartig und krampfhaft.

Das Kasino war trotz der späten Stunde gedrängt voll von Offizieren. Im Spielzimmer, im Eßzimmer, im Büfett- und im Billardzimmer drängten sich von Wein, Tabak und Hazardspiel herauschte Offiziere in offenen Uniformen mit unbeweglichen, glasigen Augen und trägen Bewegungen. Als Romaschow einige neu angekommene Offiziere begrüßte, bemerkte er plötzlich zu seinem Erstaunen unter ihnen Nikolajew. Er saß neben Dsadjchi und war betrunken und rot, hielt sich aber. Als Romaschow um den Tisch herumging und sich ihm näherte, blickte Nikolajew ihn flüchtig an und wandte sich sofort ab, um ihm nicht die Hand zu reichen, und sprach mit künstlichem, lebhaftem Interesse mit seinem Nachbar.

„Wetkin, kommen Sie singen!“ schrie Dsadjchi über den Kopf des Kameraden hinweg.

„Ein-gen — wir — ein — Lied,“ sang Wetkin in der Melodie einer kirchlichen Liturgie.

„Singen wir ein Lied, singen wir ein Lied,“ fielen die übrigen laut ein.

„Bei dem Popen hinterm Gitter rauchten sich drei

edle Ritter," leierte Weibin schnell die kirchliche Melodie herunter.

"Pope, Küster war'n dabei, mit dem Schreiber waren's drei. Feste, Mifiphor, feste."

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Chrysanthemum.

Unter den Blumenpflanzen, die in moderner Zeit in unserem Haus- und Zimmergarten nicht bloß siegreichen Einzug gehalten, sondern sich auch zu behaupten verstanden, steht unstreitig das Chrysanthemum obenan. Zwar gab es schon vor zehn Jahren Gartenbauschriststeller, welche dem Chrysanthemum als Modeblume ein schnelles Ende voraussaßen, weil „die Pflanze ohne Blüten mit ihrem steifen Wuchs und charakterlosen Gemüselaub geradezu un schön“ aussehe, aber der Pflanzenliebhaber hat sich von solchen Anfeindungen nicht schrecken lassen, und mit einer solchen Schnelligkeit vollzog sich der Vorgang der Verallgemeinerung, daß wir die Pflanze heute nicht bloß in den Gärten der kleinsten Städte und Dörfer Mittel- und Nordeuropas, sondern selbst in der Mitte Russlands vorfinden. Die Hauptursache dieser Beliebtheit ist nicht weit zu suchen. Wir dürfen nur die Chrysanthemumreichen Gärten der Laubfalonisten Berlins passieren, um dieses Geheimnis zu ergründen. Viel oder wenig Platz, blauer oder wolkenhangener Himmel, Regen und Frost scheinen diese Pflanze gleichgültig zu lassen. Wenn die anderer Pflanzen Laub und Blüten eingebüßt haben, dann entfaltet das Chrysanthemum seine Hunderte von Blüten, reich an Farbentönen und elegant in der Form.

Das wilde Chrysanthemum der ostasiatischen Flora war nur ein unscheinbares Pflänzchen mit einer kamillenartigen Blume, als es die chinesischen Pflanzenzüchter vor zirka 2500 Jahren den Kulturpflanzen einverleibten und ihre erstaunliche Ausdauer und Fertigkeit an seiner Entwidlung zu betätigen begannen. In der Tat müssen wir heute noch nach China, speziell aber nach Japan gehen, wenn wir die Fähigkeit der Pflanzenzüchter, aus einem gewöhnlichen Unkraut durch viele Mühe eine herrliche Blütenpflanze zur Entfaltung zu bringen, begreifen lernen wollen. Hier, in Japan, ist das Chrysanthemum zur Nationalblume eines ganzen Volkes geworden, das mit ihr seine Feste feiert, und der europäische Chrysanthemumzüchter kreuzt das Meer, um aus dem Farben- und Formenreichtum der japanischen Chrysanthemumschätze seine eigenen Kulturen zu verbessern.

Trotzdem die ersten Chrysanthemumpflanzen schon im Jahre 1790 in den königlichen botanischen Gärten zu Kew bei London aus dem Osten Asiens eingeführt worden waren, vergingen Jahrzehnte, bis in England die Pflanzenliebhaber die vielseitige Entwicklungsfähigkeit der Pflanze erkannten. Die ersten Anhänger der Chrysanthemumkultur fanden sich in Frankreich, das viele Jahre lang sich im Kleinen mit der Anzucht ungefüllter Chrysanthemumblumen beschäftigte. Aus Frankreich bezogen denn auch die englischen Liebhaber anfänglich alle daselbst gezüchteten Sorten. Zu dieser Zeit war im allgemeinen das Gartenchrysanthemum noch der einstmals eingeführten Stammform ähnlich, es war ein einfacher Köbchenblütler geblieben. Die aus dem Osten Asiens eintreffenden Nachrichten aber, sowie auch eigene Erfahrungen lehrten plötzlich die Entwicklungsfähigkeit der Blumenform. Man erkannte, daß sich kaum ein anderer Köbchenblütler so zur Erzeugung gefüllter Blumen eigne, wie das Chrysanthemum. Diese Füllung bestand darin, daß sich die Keimen, bis dahin der Aufgabe der Fortpflanzung dienenden Mittelblüten auf die Größe der Randblüten vergrößerten, welche letztere bisher die Anlodung der die Befruchtung vermittelnden Kerbtiere besorgt hatten. Bei dieser Umwandlung nahmen die Mittelblüten entweder die Zungenform an, wie bei dem älteren Chrysanthemum indicum, oder aber sie behielten die Röhrenform bei, wie bei dem später so beliebten Chrysanthemum japonicum. Im gewöhnlichen Leben einer Blütenpflanze freilich ist die Füllung der Blumenkrone ein Luxus, den sie sich nur dort erlaubt, wo ein Uebermaß von Staubblättern vorhanden ist, und durch die Umwandlung einer größeren Zahl in Kronenblätter die Möglichkeit der Befruchtung und damit die Zweckmäßigkeit der Blüte nicht beeinträchtigt wird. Wird jedoch durch künstliche Zuchtwahl die Zahl der Kronenblätter auf Kosten der Staubblätter vermehrt, d. h. die natürliche Entwidlung von Staubgefäßen gewaltsam unterdrückt, dann entsteht wohl eine neue Blumenform, eben die gefüllte Blüte, aber sie ist meistens unfruchtbar und kann die natürliche Aufgabe der Fortpflanzung nicht mehr erfüllen. Diese Zweckwidrigkeit der gefüllten Blüte aber war für die Pflanzenzüchter kein Grund, sich nicht mit ihrer Anzucht zu beschäftigen. Im Gegenteil, gerade die systematische Ausbildung dieses Naturgegenstandes wurde von nun an ihr Ziel, und es dauerte nicht lange, bis die Blumenfüllung des Chrysanthemums einen Formenreichtum schuf, den man vorher der ochsenaugengroßen, ungefüllten Chrysanthemumblüte niemals zugetraut hatte.

Es bedurfte nur dieser Erkenntnis, um die Pflanze aus dem Winkel im Garten, wo sie in halber Vergessenheit bisher gestanden hatte, hervorzuziehen und sie jenen Blütenpflanzen einzuverleiben, mit deren rationeller Kultur sich Spezialisten beschäftigen. Vor-

nehmlich waren: es englische Blumengärtner, die vor nunmehr zirka 25 Jahren die Kultur des Chrysanthemums in die Hand nahmen. Mit dem ersten Erscheinen gefüllter Chrysanthemumblumen auf dem Londoner Blumenmarkt war das Schicksal der Neuerung entschieden. Das gefüllte Chrysanthemum hatte den ersten Schritt auf jenem Triumpfweg getan, auf dem es schließlich die Gärten des gesamten Westens und Nordens Europas sich erobern sollte.

Das augenblickliche Charakteristikum der Chrysanthemumwelt aber ist die schier unerfättliche Gier nach neuen Sorten. Die Preise, welche Liebhaber willens sind, für neue Sorten zu zahlen, sind geradezu erstaunlich. Dabei macht es durchaus nichts aus, ob die Blume sich durch edle Form und herrliche Farbe von anderen vorteilhaft unterscheidet, oder aber ob sie alle Grundsätze des Schönheitsgefühls geradezu auf den Kopf stellt. Sie ist neu, eine Novität, und das ist alles, was zahlreiche Chrysanthemumliebhaber nur von ihren Pflanzen beanspruchen. Eine Folge der Schnelligkeit, mit welcher die Roden in der Chrysanthemumwelt wechseln, ist, daß gewisse Sorten den einen Tag ein für das Vorkommniss des Durchschnittsmenschen unerfättlicher Luxus sind, während wenige Monate später Pflanzen mit fußballgroßen Blüten für wenige Mark zu haben sind. In dieser Beziehung haben die meisten der sogenannten Liebhaber-Chrysanthemums beinahe alle dieselbe Geschichte. Für die ersten Exemplare von Monsieur Summers, Rider Gaggard, Harry Winder, usw. wurden erstaunliche Summen bezahlt, heute finden wir sie in jedem Pflanzenkatalog der Züchter mit ein paar Groschen verzeichnet. Das traurigste Beispiel gibt jedenfalls Madame Carnot. Diese größte aller weißen Chrysanthemumblumen, welche bis 12 Zoll im Durchmesser hat und sich neben „Little Bob“, der kleinsten gezüchteten Chrysanthemumblume wie Goliath neben David ausnimmt, brachte bei ihrem ersten Erscheinen die Chrysanthemumliebhaber aller Länder in die größte Aufregung. Ihr Stern erbleichte jedoch an dem Tage, an welchem einer der bedeutendsten englischen Züchter die Tatsache bekannt machte, daß es ihm gelungen sei, aus der Madame Carnot eine Abart zu züchten. Das Größenverhältnis beider Blüten war wohl dasselbe, auch hätten vielleicht manche der reinweißen Carnot den Vorzug gegeben, jedoch die Abart zeigte eine sanariengelbe Farbe, sie war eine Neuheit, und damit war das Schicksal der Madame Carnot auf dem Chrysanthemummarkt entschieden. Während die Neuheit mit Liebhaberpreisen bezahlt wurde, noch 1900 erzielten Pflanzen von ihr 21 Mark das Stück, sank der Preis der Mutterpflanze auf 50 Pf. herab.

Gegenwärtig gibt es kaum einen einzigen Fachmann, der die genaue Zahl der kultivierten Sorten anzugeben vermöchte. Schon vor acht Jahren zählte ein Spezialist in Lewisham bei London mehr denn 1000 Varietäten in seinem Kataloge auf, die namensrecht von ihm zu haben waren. Aber mag die Zahl der Chrysanthemumvarietäten gegenwärtig auch schier unendlich erscheinen, das blaue Chrysanthemum, dieses herrliche Wunder der japanischen Zucht, ist noch heute nur im ausschließlichen Besitze des Mitabos. Trotzdem englische Züchter speziell zu dem Zwecke nach Japan segelten, seiner habhaft zu werden, kamen sie doch alle unberichteter Sache wieder zurück und dies blaue Chrysanthemum, welches japanische Dichter mit überschwänglichen Worten preisen, japanische Gärtner aber am Hofe des Mitabo mit wahren Argusaugen bewachen, wird wohl noch für lange Zeit nur ein Traumbild der europäischen und amerikanischen Chrysanthemumliebhaber bleiben.

Chrysanthemumausstellungen, in denen nur Chrysanthemumpflanzen und -Blumen zur Schau gelangen, sind in einzelnen Ländern, wie z. B. Frankreich und England, zur Modesache geworden. In England haben sie einen Umfang angenommen, der sie alljährlich zu einer hortikulturellen Sehenswürdigkeit ersten Ranges macht. Hier wird auch das Schicksal neuer Sorten bestimmt und ihr Marktwert festgesetzt. Das Bestreben, sogenannte Preis-Chrysanthemums zu züchten, hat dabei solch eigentümliche Kniffe zur Entwidlung gebracht, daß wir nicht umhin können, einige hier zu erwähnen.

Um das Preis-Chrysanthemum in den Augen der Preisrichter als absolut fehlerlos und musterhaft erscheinen zu lassen, unterwerfen es die Aussteller in der Regel einem Präparationsprozeß, wodurch es meistens ein weit anderes Aussehen erhält, als seine nicht präparierten Brüder und Schwestern. Die abgeschnittene Preisblume wird zunächst in einen für diesen Zweck eigens verfertigten Halter gesteckt, um ihr festen Halt zu geben. Mit einer Pinzette werden darauf alle überflüssigen oder schlecht geformten Blütenblätter unauffällig entfernt. Mit einer Art Brennföhre wird hierauf jedes Blütenblatt, das eine solche Behandlung erheißt, geträufelt und in eine Lage gebracht, daß es den Gesamteindruck harmonisch abschließt. Niesenblumen, deren einzelne Blütenblätter in unpräpariertem Zustand das Bestreben zeigen, durch das Gewicht ihrer eigenen Schwere umzufallen, werden nicht selten „gummirt“, d. h. mit einem kleinen Kamelhaarpinsel wird ein ganz kleiner Tropfen eines eigens für diesen Zweck hergestellten Gummis an die Basis jedes einzelnen Blütenblattes gestrichen, der Gummi wird hart und verleiht dem also behandelten Blütenblatte einen gewissen Halt. Das Gummieren erfordert jedoch große Fertigkeit und kann nur von Sachkennern so ausgeführt werden, daß der kleine Schwindel dem Auge der Preisrichter verborgen bleibt.

A. G. Grant.

Kleines feuilleton.

— Im Schlosse von Peterhof. Der „Frankf. Ztg.“ wird geschrieben: Wertwüdig ist die Zeit, welche Rußland heute durchlebt, merkwürdig auch der Ort, von welchem aus der erste Lichtstrahl der Freiheit in die chaotische Finsternis des großen Reiches fällt! Von der Terrasse des großen Peterhofer Schlosses genießt man einen schönen Blick auf die umliegende Landschaft. Fern im Osten glitzert die goldene Kuppel der Isaakskathedrale und nach Westen zu erblickt man den Majentwald der Seejeste Kronstadt. Auch dem geistigen Auge bietet das Agglomerat von Schlössern, Lusthäusern, Pavillons und Fontänen reiche Nahrung. Ihre Geschichte ist aufs engste mit derjenigen der Familie Holstein-Gottorp-Romanow verknüpft. Hier ergötzte sich Peter der Große nach vollbrachter Arbeit. Hier feierte er seine Trinkgelage. Noch heute kann man im Archive des Schlosses ein merkwürdiges Dokument sehen. Es ist die von Peter I. eigenhändig unterschriebene Hausordnung des Peterhofer Palastes. Darin werden die Gäste unter anderem gebeten, sich ihrer Stiefel zu entledigen, bevor sie zu Bette gehen. Hier wurden ungeheure Summen für die Prachtbauten und Gartenanlagen von Peters Nachfolgern verthan, hier wurden rauschende Feste gefeiert, hier wurden aber auch Todesurteile unterzeichnet und Staatsstreiche zur Ausführung gebracht. Den 9. Juli 1762 konnte man eine Anzahl prächtiger Hofarossen am Peterhofer Schlosse vorfahren sehen. Es war Peter III., der mit seinem Gefolge aus Oranienbaum kam, um hier seinen Namenstag zu feiern. Eine Ueberraschung harrte seiner. Das Schloß war leer und verlassen.

„Wo ist meine Gemahlin, die Kaiserin Katharina?“

„Sie ist fort!“

„Wohin?“

Keiner wußte darauf eine Antwort zu geben. Denn unbereitet war sie beim ersten Morgengrauen nach Petersburg geeilt. Ein junger Garde-Offizier, Alexis Orlov, der einige Tage später ihren Gemahl aus dem Wege schaffen sollte, habe sie abgeholt. Die Stunde des Staatsreiches war gekommen. „Ein Haufen von Oligarchen“, sagt Herzen, „Fremde, Panduren, Günstlinge führten nächstlicherweile eine Unbekannte, die fast noch ein Kind und dazu noch eine Deutsche war, in die Hauptstadt und erhoben sie auf den Thron, vergötterten sie und verteilten in ihrem Namen Stockschläge an diejenigen, welche sich zu widersetzen wagten.“ Was aber tat Peter III? Er zauderte. Zuerst besäht er, in Peterhof zu bleiben und einen Feherkrieg mit seiner Gemahlin zu führen. Manifeste und Edikte werden aufgesetzt. Dann will er sich in Peterhof verschansen und seine Holsteinische Garde soll ihn beschützen. Zuletzt folgt er dem Räte Münnichs und schiffte sich nach dem nahen Kronstadt ein. Man langt um 1 Uhr nachts am Ziele an.

„Wer da?“ ruft die Schildwache.

„Der Kaiser!“

„Es gibt keinen Kaiser mehr. Macht, daß Ihr weiter kommt!“

Der Kaiser war zu spät gekommen, weil er gezaudert hatte. Tags darauf war er ein Staatsgefangener. Man brachte ihn nach Kopscha, „einem sehr abgelegenen, aber sehr angenehmen Ort“, wie sich Katharine II. ausdrückt. Und das war sein Ende. —

— Ausdrücke des Seewesens. In der „Saarbrücker Ztg.“ befaßt sich die „Sprachenecke“ des Allg. Deutschen Sprachvereins mit einigen Ausdrücken des Seewesens. Es heißt da: Ein bei uns oft gebrauchtes Fremdwort für Seewesen ist Marine. Dies stammt vom lateinischen *maris* = Meer oder genauer genommen von dem daraus gebildeten Eigenschaftswort *marinus* her. Flotte, das scheinbar so deutsche, jezt jedenfalls ganz deutsch empfundene Wort kommt aus dem lateinischen *flotta*, das auf das mittellateinische *flotivata* = hin- und herschwimmen zurückgeht. Für Flotte wurde im 16. und 17. Jahrhundert meist das spanische Wort *armada* gebraucht, während die einheimische Bezeichnung *Schiffszeug* lautete. Auch das *Geschwader* ist italienischen Ursprungs; es ist aus *squadra* entstanden, das wieder mit lateinisch *quattuor* = vier zusammenhängt. Ein *Geschwader* müßte also eigentlich stets aus vier Schiffen bestehen. Den Titel *Admiral* verdanken wir durch Vermittelung der Franzosen und Spanier den Arabern. Diese nannten den Befehlshaber des Meeres *amir* (= Emir)-*al-ma* oder *amir-al-hahr*, woraus die Spanier unter Verleumdung der Bedeutung des *al*, das den zweiten Fall bezeichnet, *almiraje de la mar* und die Franzosen zuerst *amiral*, dann *amiral* machten. Das Wort *Kapitän* beruht auf lateinisch *caput* = Haupt, woraus sich in Mittel-lateinischen *capitan*(us) entwickelt. Früher sagte man statt *Kapitän* vielfach *Schiffshauptmann*; bei Philipp von Besen (17. Jahrhundert) findet sich dafür *Seehauptmann*, das dann auch von Lohenstein gebraucht wurde. *Schiff* ist ein allen germanischen Sprachen gemeinsames Wort, das als *esquis* ins Französische eingedrungen ist, von wo es selbstamerweise durch die daraus gebildeten Wörter: *équipier* ausrüsten, *bemannen* und *équipage*: Bemannung, Gepäck, Kutsche usw. in den Fremdausdrücken *équipieren* und *équipage* ins Deutsche zurückgewandert ist. Eine sehr große Menge von Bezeichnungen im Seewesen hat ausländisches, besonders englisches Gepräge. Klein die Mehrzahl dieser Wörter ist in Wirklichkeit Niederdeutsch oder Holländisch. Freilich sind viele von ihnen erst durch englischen Einfluß wieder bei uns zu neuem Leben er-

wacht. So z. B. das niederdeutsche *Jacht* (= rasches Schiff). Aus fremden Sprachen stammen von den Namen der Schiffarten wohl nur Korvette, Fregatte, Brigg, Pinak sowie Barke und Barkas, die sämtlich romanischen Ursprungs sind. Brigg wird als Verkürzung von *Brigantium* = Schiff aus dem Hafentort Brigantium, jezt Betanzos in Spanien angesehen. —

Technisches.

(Nachdruck verboten.)

— Der höchste Betonsockelstein in der Welt befindet sich zu Tacoma, Wash., und ist gerade fertig geworden. Er mißt von der Basis des Fundaments bis zur Spitze 94 Meter; die Baukosten betragen 112 000 M. Der Sockelstein wurde errichtet, um die giftigen Dämpfe von den Güttenwerken zu Tacoma fortzuführen. 1225 Tonnen Zement brauchte man zu seinem Bau; überdies noch 47 250 Kilogramm T-Eisen, 705 Kubikfuß Sand. (1 Yard = 0,9144 Meter). Mit seinen nahezu 100 Metern Höhe, die durch kein Rüstteil gestützt sind, und seiner verhältnismäßig kleinen Basis bietet der Sockelstein einen überraschenden Anblick.

Das Betonfundament mißt 11 Meter im Quadrat und hat 1,80 Meter Dike. Für den eigentlichen Sockelstein stellte man die Mischung aus einem Teile Zement und drei Teilen Sand her.

Der Sockelstein besteht aus zwei Teilen. Vom Fundament bis zu einer Höhe von 27,5 Meter hat er zwei ineinander gebaute, getrennte Mäntel, während das übrige Stück seiner Höhe nur mit einfachem Mantel konstruiert ist.

Der Zweck des doppelten Mantels ist der, den Bau vor Rissen und Sprüngen zu bewahren, welche die bedeutenden Temperaturunterschiede verursachen könnten. Der innere Mantel, welchen eine Luftschicht von fünf Zoll von dem äußeren trennt, soll diesen vor der direkten Einwirkung der starken Hitze an der Sockelsteinbasis schützen, während der äußere wiederum von dem inneren die kalte Luft abhalten soll, die ihn durch zu schnelle Abkühlung zum Reißen bringen könnte.

Der Außenmantel hält auch den starken Wirkungen des Winddrucks stand. Auch einem Tornado vermag der Sockelstein zu widerstehen. Für die Luftzirkulation zwischen den beiden Mänteln sorgen kleine Öffnungen am Grunde.

Der ganze Sockelstein wurde in Teilen von je drei Fuß Höhe errichtet. Von dem unteren, doppelten Sockelsteinteil wurden täglich ein Meter, von dem oberen, einfachen zwei Meter täglich vollendet. Man wandte Durchschnitformen an und führte den ganzen Bau von der Innenseite her aus, wo man zugleich mit dem Sockelstein ein Gerüst hochführte. Alle Materialien wurden mittels eines Seiles hochgezogen, das an der Trommel der den Betonmischer treibenden Maschine befestigt war.

Der innere Durchmesser des Sockelsteins ist 5,50 Meter, der äußere 6,40 Meter. Vom Fundament bis zum Scheitelpunkt ist der Sockelstein mittels T-Eisen nach Weberschem System verstärkt. —

E. C.

Notizen.

— Von dem „Tagebuch einer Verlorenen“ ist soeben das 50. Tausend ausgegeben worden. —

— Bernard Shaw's neues Schauspiel „Cäsar und Kleopatra“ geht Mitte November im Neuen Theater zum erstenmal in Szene. — Derselben Autors Schauspiel „Frau Warrens Gewerbe“ hat man dieser Tage am Garrick-Theater zu New York aufgeführt. Daraufhin wurde der Direktor des Theaters verhaftet, das Theater geschlossen. In dem Stück sieht der Mädchenhandel zur Diskussion. —

— Erfolg hatten: Ernst Hardt's Schauspiel „Kampf ums Rosenrot“ am Stadttheater zu Bremen, „Heidegut“, Drama von Hermann Kurz, im Bönth-Theater zu Basel. —

— Im Opernhaus wird der „Tannhäuser“ neu einstudiert. Emmy Destinn singt die Venus, Geraldine Farrar die Elisabeth. —

— Johann Sebastian Bach's Geburtshaus in Eisenach, das von der „Neuen Bach-Gesellschaft“ in diesem Jahre für 26 000 M. angekauft wurde, soll bereits vom nächsten Jahre an in ein Bach-Museum umgewandelt werden. —

— Selbstentzündung von Pfählen beim Einrammen. Ein merkwürdiger Fall von Selbstentzündung ereignete sich, wie die „Tech. Rundsch.“ berichtet, beim Bau der Mauern des neuen Kais in Rotterdam. Man hatte dortselbst in letzterer Zeit Morrisonrammen zur Verwendung gebracht, welche durch 180 bis 200 Fallblockschläge pro Minute einen stetigen Eintrieb des Pfahles bewirken. Die Gründungsweise ist derart, daß die Pfähle durch den Schwimmfund hindurch bis in den festen Grund getrieben werden müssen. Da zeigte es sich dann, daß einzelne Pfähle, die zurückgezogen werden mußten, infolge der enormen Reibung an der Spitze ganz verholzt und heiß waren und, sobald sie an die Luft kamen, zu brennen begannen. Auch eiserne Schuße konnten die Selbstentzündung nicht verhindern, die beim Verbleiben in der Erde allerdings keinen Schaden stiften dürfte, da die Verholzung nur oberflächlich bleiben kann und die Wärme in der feuchten Umgebung sehr schnell abgeleitet wird. —